

Mysteria Hysteria

Philipp Schönthaler

Mysteria Hysteria

Rohstoff

I.

In der Schlange beim Deli – inzwischen hole ich mir dort mindestens drei Mal die Woche meinen Lunch – war die Erinnerung mit einem Mal wieder da: Elektra. Wie aus dem Nichts stand mir ihr Bild vor Augen. Obwohl es eigentlich mehr ein Gefühl war. Natürlich hätte ich ihr Gesicht, zumindest das von damals, sofort wiedererkannt, deutlich schwerer fiel es mir hingegen, es visuell, mit nichts als den in meinem Gedächtnis hinterlegten Daten zu rekonstruieren.

Hey, Noa.

Hey, Selma.

Selma gehörte zum Deli-Personal, bei dem ich sogar das »Wie immer« aus unserer Interaktion gestrichen hatte.

Fast schon tropisch heute, stöhnte ich.

War noch gar nicht draußen.

Gut so. Ich war ihr jedes Mal dankbar, dass sie meine Transaktion mit einem Lächeln quittierte, selbst dann, wenn ich spontan gar keinen Halbsatz für sie parat hatte.

Mein Lieblingsplatz war der Hocker rechts außen am wandhohen Fenster. Aus dem Büro war niemand da, was es mir ersparte, eine Entscheidung gegen Smalltalk und für Metime treffen zu müssen. Nicht, dass ich die anderen nicht mochte. Aber in diesem Moment war ich definitiv lieber für mich.

In meinem Social-Media-Profil wäre ich niemals auf die Idee gekommen, den Reiter »melancholisch« zu wählen. Aber der Satz, den ich heute Vormittag gelesen hatte, war mir auf eine Weise nachgegangen, die mich entschieden wehmütig stimmte. Was mir nur selten passierte. Jetzt meinte ich endlich zu wissen, warum. Der Satz hatte mich an Elektra erinnert. Aber es war nicht nur die Erinnerung. Etwas in mir war fest davon überzeugt, dass dieser Satz von ihr stammte. Also buchstäblich: Sie hatte den Satz geschrieben.

Was natürlich komplett idiotisch war, die Idee. Dennoch wühlte mich die Vorstellung offenbar so sehr auf, dass ich das Sandwich, bevor ich überhaupt registriert hatte, dass ich am Essen war, verschlungen hatte. Was den Lunch zeitweise in ein enttäuschendes Non-Event kippen ließ. Ich sann darüber nach, ob ich ein zweites Sandwich ordern sollte, beobachtete unterdessen den Auflauf auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Eine alte Frau, meine Gedanken hatten automatisch das Wort Oma aufgerufen, ihr Rücken im oberen Drittel gefährlich gekrümmt, war in Begleitung zweier Beamten, die sie zum Streifenwagen führten, aus dem Supermarkt getreten. Die Szene, wie die eine Polizistin der gebrechlichen Frau beim Einstieg in den Wagen assistierte, eine Hand – offenbar darum besorgt, die Dame könne gegen die Karosserie stoßen – schützend über ihrem Kopf, schien einem altmeisterlichen Madonnenbild nachempfunden. Ich hatte noch nie ein zweites Sandwich bestellt, beließ es auch diesmal beim Espresso Soda auf Eis, meinem Getränk der Wahl in diesem langen und in vielem so ungewöhnlichen Sommer.

Eigentlich hätte ich das Manuskript, in dem ich auf den Satz gestoßen war und das ich routinemäßig in unser Programm hochgeladen hatte, gar nicht anschauen dürfen. Schon auf den ersten Blick war klar gewesen, dass der Text eklatante Mängel aufwies. Sämtliche Bewertungen lagen im Negativbereich: Alles rot oder orange, keine Kategorie grün. Die Zahl der potenziellen Leser:innen war bei einem 2+-Marketing mit lächerlichen dreihundert beziffert worden, was sogar zu der Meldung geführt hatte, dass kein geschlechterspezifischer Schlüssel bereitgestellt werden könne. Dabei hatte die sprachliche Komplexität nicht einmal hundert Prozent erreicht, der Innovationsgehalt war mit »hoch«, aber nicht »sehr hoch« bemessen worden. Ich hatte automatisch das Absageschreiben generieren lassen, das einschließlich Analyse und kostenfreien Tipps zum autonomen Textenhancement (wir hatten das Feature aus juristischen Gründen eingepflegt und damit gute Erfahrung gemacht) innerhalb einer Sekunde an die Autorin versendet worden war.

Und dann hatte ich das Manuskript aus einem mir noch immer unerfindlichen Grund erneut aufgerufen. Oder war es nach wie vor in einem Fenster geöffnet gewesen, und ich hatte das Dokument schließen wollen? War das der Moment gewesen, in dem mein Blick – möglicherweise hatte ich nur kontrolliert, um was es sich überhaupt handelte – an der ersten Zeile hängen geblieben war? Diese um sich selbst kreisende Syntax, die ausnahmslos jeder und jedem einen Stock zwischen die Beine warf.

Erst jetzt muss ich wieder daran denken, dass ich früher – es waren meine ersten zwei oder drei Jahre im Verlag – des Öfteren abgelehnte Manuskripte, die stark minderperfornten, über das Wochenende mit nach Hause genommen hatte. Den Anstoß dazu musste ich von irgendeinem alten Semester im Medienverbund erhalten haben: Besonders am Anfang der Karriere eines Textmanagers könne man unendlich mehr von fehlerhaften als von optimalen Manuskripten lernen. Ich weiß nicht, ob das stimmt. Damals hatte mir das Statement – natürlich war mir noch alles neu, ich unsicher, ergo habe ich mich von allem Möglichen beeindruckt lassen –, dass man die Arbeit der KI, ihre Feinheiten, nur so richtig schätzen lerne, offenbar eingeleuchtet. Fakt ist jedoch: Die tägliche Arbeit lässt gar keine Zeit, um sich mit Halbgaarem oder einer verstopften Syntax rumzuschlagen.

Apropos Satzbrei. Runtergebrochen auf das Grundprinzip, liegt ein Faszinosum dieser Arbeit in dem statistischen Wunder, dass die Wortkombinationen innerhalb eines begrenzten Standardwortschatzes von circa 70 000 Worten – der rezeptive Wortschatz einer Kundin mit akademischem Abschluss liegt bei maximal 32 000, der aktive bei 10 000 – eine unendliche Variation von Texten zulassen. Und – hier liegt das eigentliche Mysterium der Statistik vergraben – für das Abfassen korrekter Sätze muss das System lediglich die Syntax beherrschen, die Bedeutungsebene der Sätze, sprich Semantik, bleibt Nebensache. In der Verlagsbranche, so unser CEO bei einer der Jahresfeiern, haben wir den ökonomischen Stein der

Weisen geknackt: Endstation Eldorado. Aber leider nur was die Produktionsseite angeht, bei den Verkaufszahlen gebe es nach wie vor Luft nach oben, und zwar reichlich. Mit dem bedeutungsschwangeren »bislang«, das er nach einer kurzen Pause hinterherschob, hatte er die verdienten Lacher geerntet.

Im Fachbereich Belletristik (BT) haben wir die besten Erfahrungen mit Manuskripten gemacht, die auf einen Datensatz von 17 000 Worteinheiten eingestellt sind, Flexionen nicht einberechnet. In der Unterkategorie Romantik (RO) liegt die Zahl etwas niedriger, in der Unterkategorie Gehobene Unterhaltung (GU) kann man bis 22 500 gehen. Was dann fast schon dem Wortschatz im Bereich Sachbuch (SB) entspricht.

Womit ich bei meinem grundsätzlichen Zweifel bin. Wie will man aus kombinatorisch in Reihe geschalteten, statistisch konfektionierten Worteinheiten auf eine bestimmte Person schließen? Ein Individuum? Zumal wir hier nicht von Goethe mit einem Gesamtwerk-Wortschatz von 91 000 Wörtern sprechen. Oder Joyce, der 11 000 Wörter erfunden haben soll. Und es keine biome-trischen Daten wie Stimme oder Handschrift gibt, die für die Echtheit der Sätze bürgen. Nichts: nur eine Kette von mechanisch austauschbaren Standardzeichen auf einem generischen Screen.

Das erste Bild, das in meiner Erinnerung zwischen Still und Bewegtbild oszilliert, ist folgendes: Elektra am Trevi-Brunnen. In Wahrheit war es nicht der Trevi. Sie saß auf dem weißen Marmor eines anderen römischen Brunnens,

in ihrem Rücken das bonbonblaue Wasser, Gesicht und Körper von einer Lifesize-Skulptur verschattet. Allerdings kann ich mich beim besten Willen nicht erinnern, von welcher. Und wenn die Ewige Stadt in einem keinen Mangel leidet, dann sind es Brunnen. Wie viele sind es – 2000, 3000?

Geschenkt: Denn in meinem Gedächtnis ist ihr Bild inzwischen fest mit dem Trevi verlinkt. Was an meinem ersten großen Erfolg liegt, den ich für den Verlag betreut habe: *Im Jahr der tausend Brunnen* von Ora Blackstone (der Name ist ein Pseudonym, in Wirklichkeit ist er von Klara Metzger). Dort gibt es eine ganz ähnliche Szene, die am Trevi spielt. Der Inhalt ist schnell erzählt: Menschlicher Mann verliebt sich in weiblichen Roboter, misstraut ihr aber, weil Zweifel, ob die Androidin zu einem überzeugenden Grad menschliche Gefühle zeigen kann. Soweit das erste Dreiviertel des Romans, in dem die Liebe zu scheitern droht.

Auf Seite 140 erfolgt dann die überraschende Wende: Nach der scheinbar finalen Trennung reisen beide, ohne voneinander zu wissen, nach Rom. Was auch die Stadt ihrer ersten Reise als Liebespaar war. Der Mann ist geschäftlich unterwegs, irrt nach einem langen Tag voller hitziger Meetings durch die Straßen und gepflasterten Gässchen und landet schließlich unverhofft am Trevi. Es dämmt, die ersten Lichter springen an, tauchen die Metropole in Honig, und als er im Schatten der Mauer des restaurierten Palazzo Poli steht, direkt über ihm der weitgehend nackte, wohldefinierte Oberkörper des Oceanus, und sich an die erste Romreise mit der maschinellen

Entität erinnert, entdeckt er sie zu seiner großen Verblüpfung am Brunnen. Womit wir beim Nukleus der Story angekommen sind: Was überzeugt ihn diesmal von der Echtheit ihrer Liebe? Im ersten Augenblick meint er, es sei ihr Blick. Wie sie dort sitzt, die zitternden Reflexionen des Brunnenwassers auf ihrem Gesicht. Aber dann realisiert er: Falsch, es ist ihre Haltung. Wie sie ihren müde wirkenden Oberkörper mit einem Arm aufstützt, wirkt sie zerbrechlich. Der Eindruck legt einen Schalter im Kopf des Mannes um: Sie empfindet Schmerz.

Nach Woche drei hatte der Verkauf bereits zwanzig Prozent über dem prognostizierten Absatz gelegen, ein Überraschungserfolg, der die Verkaufszahlen weiter nach oben trieb.

Eigentlich wäre es mir lieber gewesen, wenn meine Erinnerung an Elektra am römischen Brunnen nicht unter *Im Jahr der tausend Brunnen* gespeichert worden wäre. So hatte ich das Gefühl, dass ich meine persönliche Erinnerung erst freikratzen musste, um an das darunterliegende Bild zu gelangen. Andererseits hatte mich Blackstones/ Metzgers Erfolg im Verlag etabliert. Ich möchte die Arbeit am Roman also um keinen Preis missen. Die Wochen nach Erscheinen des Romans betrachte ich noch immer als die euphorisierendsten meiner Karriere.

Bekanntem oder Freunden, denen ich von meiner Arbeit erzählte, reagieren in der Regel so: Da musst du ja gar nichts mehr machen. Was natürlich falsch ist. Ein Bestseller ist kein Automatismus. Klar, wir haben ein integriertes System. Die KI kann alles machen: analysieren,

lektorieren, korrigieren; Vorschau, Klappentext, Übersetzung, Marketing – alles auf Knopfdruck/Sprachbefehl. Ergo: Theoretisch schmeißt du das Ding an, sagst, was du willst, und legst die Füße hoch. Andererseits: Erzielst du so eine wettbewerbsfähige Qualität? Einen Bestseller? Doppeltes Nein.

Die meisten denken an diesem Punkt: Okay, es sind die Fehler. Man muss halt alles noch mal Korrekturlesen. Falsche Anschlüsse, Halluzinationen, Overfitting, sprich: Kosmetik. Aber das ist gar nicht so dramatisch. Der springende Punkt ist ein anderer, nämlich dass du ein Produkt mit Seele willst. Oder wie immer man das nennen will. Dieses Etwas, das das Zielpublikum anspricht. Es berührt. Trifft.

Das ist kein Geheimnis, die Grundregel ist einfach: Du gibst den Leserinnen und Lesern, was sie hören wollen. Aber genau hier liegt der sprichwörtliche Hase im Pfeffer begraben. Denn natürlich ist das integrierte System mit seinen Rückkopplungsschleifen genau darauf abgestellt. Aber: *Perfect fit* ist eben nicht gleich Optimum, maximaler Erfolg. Manchmal musst du ein wenig drüber liegen, manchmal ein wenig drunter. Bisschen rauer oder softer sein. Schreckt diese Kante ab oder holt sie die Leute überhaupt erst rein?

Unser Head sagt es so: Du musst die Menschen an dem Punkt abholen, von dem sie noch gar nicht wissen, dass sie bereits dort sind. Erst dann gibst du ihnen, was sie wirklich wollen. Holst du sie hingegen einfach an dem Punkt ab, an dem sie sich bereits selber wännen, heißt das

Philipp Schönthaler, 1976 in Stuttgart geboren, erhielt 2012 für sein Erzähldebüt *Nach oben ist das Leben offen* den Clemens-Brentano-Preis. Sein erster Roman *Das Schiff das singend zieht auf seiner Bahn* wurde 2016 mit dem Preis des Stuttgarter Wirtschaftsclubs ausgezeichnet. Bei Matthes & Seitz Berlin sind bisher neun Bücher erschienen, zuletzt der Roman *Seiten des Himmels* (2024), in dem er die im Erzählband *Vor Anbruch der Morgenröte. Leben und Dienste I* (2017) begonnene und mit *Die Automatisierung des Schreibens & Gegenprogramme der Literatur* (2022) sowie *Wie rationale Maschinen romantisch wurden* (2024) theoretisch vertiefte Auseinandersetzung mit Technologie und Literatur fortsetzte. Er lebt in Berlin.

Erste Auflage Berlin 2026

Copyright © 2026

MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH
Großbeerenstraße 57A | 10965 Berlin, Deutschland
info@rohstoff-literatur.de

Alle Rechte vorbehalten,
insbesondere die Nutzung des Werks für Text
und Data Mining im Sinne von §44 UrhG.

Umschlag:

Satz: Tom Mrzauskas, Berlin

Druck: Art-Druk, Szczecin

Printed in Poland

ISBN 978-3-7518-7031-3

www.matthes-seitz-berlin.de

www.rohstoff-literatur.de

Rohstoff Verlag ist ein Verlagsprojekt
von Matthes & Seitz Berlin.